



Leseprobe

Julya Rabinowich

Die Erdfresserin

Roman

ISBN (Buch): 978-3-552-06195-8

ISBN (E-Book): 978-3-552-06200-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06195-8>

sowie im Buchhandel.

»Sie geben an, das erste Mal hätte man Sie vor einem Jahr aufgegriffen.«

»Das ist richtig.«

7

Der Beamte packt mich am Oberarm und schüttelt mich durch, meine Lacttasche rutscht von meiner Schulter und fällt auf den Boden. Er hat einen Schnurrbart und ein ausgeprägtes Doppelkinn, seine Beine schließen konisch an seinen Rumpf an, er trägt eine Brille, die Mütze hat er während unseres Gerangels ebenfalls verloren.

»Ist schon gut«, sage ich trocken und geschäftlich. »Lassen Sie mich los.«

Er wischt sich den Schweiß von der Oberlippe, mit der anderen Hand fixiert er immer noch meine offene Bluse, unter der der schwarze BH hervorleuchtet. Zwei Knöpfe sind gleich am Beginn der Amtshandlung abgesprungen. Ich zucke mit einer Schulter, da der andere Arm festgeschraubt ist in seiner Pranke. Sein Atem geht schwer. Mein Buch liegt immer noch zwischen uns.

»Welche Sprache?«, fragt er, sobald er wieder Luft bekommt.

»Russisch«, sage ich, »lassen Sie mich jetzt los, bitte?«

Er setzt sich auf das Kaffeetaischchen, das hinter uns steht, sein Hintern bedeckt augenblicklich fast die ganze Marmorfläche der Steinplatte. Mein Cocktailglas liegt in mehreren Scherben verteilt zu unseren Füßen, klebrige rote Flüssigkeit am Boden. Etwas weiter rote Tröpfchen, die wie Hänsels

und Gretels Brotkrumenspur direkt ins Klo führen, auf dem das Männchen dargestellt ist.

Der Rettungswagen malt draußen schönes blaues Licht auf das Schaufenster des Ladens und auf den Asphalt der Straße. Er seufzt. Ich hebe mit eleganter Bewegung seine Dienstkappe auf, schiebe sie mir schief auf den Hinterkopf, fühle mich wie Kim Basinger, lächle ihn kokett an.

»Er hat angefangen.«

»Das war ein glatter Nasenbeinbruch. Schwere Körperverletzung sozusagen.«

»Er hat angefangen«, wiederhole ich stur.

»Er ist hier geboren.«

Ich öffne die Bluse noch ein wenig weiter. Er weicht mir aus. Er schaut mich nicht an, er hebt mein Buch auf und stopft es ungeschickt in meine Tasche.

»Tatsache ist, Sie sind bei einer illegalen Tätigkeit aufgegriffen worden.«

»Bitte, das wenigstens müssen Sie nicht zu Protokoll nehmen ...«

Sex zieht nicht, es ist so weit, dass Sex nicht mehr zieht. Diese Gedanken kann ich mir später quälend durch den Kopf gehen lassen, nicht jetzt, jetzt gilt das Gesetz des Handelns, das kein Zögern duldet. Ich beginne leise und herzerweichend zu weinen. In meinem Bewusstsein rasen Bilder der Abschiebung, des mühseligen Wegs zurück, Bilder meines Sohnes, der seine Arzneien nicht mehr bekommt, von einem Tag auf den anderen. Das hilft. Ich wirke wirklich elend und ganz furchtbar arm.

Die Gäste, die aus dem Lokal geflohen sind, als die Funkstreife vorfuhr, beginnen zaghaft wieder zurückzukommen, jedenfalls jene, denen die Aufnahme ihrer Personalien nicht schadet. Von draußen sieht ein neugieriges Schnapsnasengesicht hinein, ob inländisch oder nicht, lässt sich aus der Ent-

fernung nicht sagen, die Haut ist zwar dunkel, der Gamsbart aber echt.

Slavko schüttelt kaum merklich den Kopf hinter der Theke. Er trägt seinen roten Jogginganzug, wie immer am Sonntag. Rot ist die Farbe der Schönheit, erklärt er mir. Krasno. Krasno bedeutet sowohl schön als auch rot auf Altrussisch. Am Tage des Herrn soll man das schönste Gewand tragen, doziert er am Montag um sechs Uhr früh, während er mit präzisen Bewegungen das Geld in der Kassa zählt und ich die Tische abwische, bevor das Erbrochene am Klo dran ist. An jedem Tag der Woche trägt er ein anderes Modell, er ist penibel, um nicht zu sagen pedantisch, seine Woche ist nach Farben geordnet. Grün am Montag, Blau am Dienstag, Gelb am Mittwoch, Grau am Donnerstag und Schwarz am Freitag, am Samstag strahlt er in unschuldigem Weiß, das schön mit seinem schwarzen, langen Pagenkopf kontrastiert, den ich ihm immer nachfärben muss, wenn der perlgraue Nachwuchs länger wird als drei Zentimeter. Hauptberuflich ist er Geschäftsführer eines Würstelstandes im fünften Bezirk. Würstelkaiser und König der Nacht in Personalunion. Er schüttelt seinen Pagenkopf, der ihm etwas damenhaft Strenges verleiht, der Nachwuchs glänzt rosa im Barlicht, das von oben auf seinen Scheitel fällt. Den Ärger werde ich ihm konsequent wieder abarbeiten, das steht schon fest. Der Betrieb ist für Stunden unterbrochen, viele Kunden werden heute nicht mehr erscheinen, die Mädchen, die den Umsatz natürlich heben, sind geflüchtet.

Er schüttelt den Kopf, auf seiner mit rotem Plastik bezogenen Brust pendelt ein großer Anhänger, Keramik, mit Madonna und Kind darauf, Rot in Rot und Gold.

Der zweite Polizeibeamte kommt hinter dem Rettungswagen hervor und schlendert auf uns zu. Er ist noch sehr jung. Ein hübsches Gesicht, blondes Haar, fast so gelblich wie mei-

nes, ein durchtrainierter Leib. Ungefähr so alt wie mein Sohn. Er verdreht die Augen beim Eintreten. Er duftet so gut nach gesicherten Verhältnissen, nach gepflegter Hausmannskost, dass ich am liebsten einen tiefen Zug von ihm nehmen würde, damit ein wenig davon auf mich abfährt.

»Der Trottel hat die Anzeige zurückgezogen«, schnaubt er.
»Was machen wir jetzt?«

Ich spüre mein Herz kurz rasten und dann eilig weiterhetzen.

»Angst vor Ehefrau fressen Seele auf«, Slavko wird unverschämt.

Mein Gegenspieler ist in Gedanken versunken, er sagt lange nichts. Er hat die Mütze längst aus meinen zitternden Händen genommen und knetet sie nun in seinen Fingern, die aufgeschwemmt und weißlich wirken. Vielleicht ernährt er sich nicht gesund. Der Rettungswagen schaltet seine Sirene ein und fährt los, kurz ist die Straße in festliches Blaulicht getaucht.

»Hast du heute dein Horoskop gelesen«, fragt er plötzlich den Jungen, dessen Gesicht lang und noch länger wird.

»Was machen wir?«, wiederholt er ungeduldig, die Frage nach dem Horoskop hat er glücklich verdrängt.

»Wo kein Kläger, da kein Richter«, assistiert Slavko mit furchtbarem Akzent von der Bar her. Wenn ich abgeschoben werde, falle ich für Monate aus.

Ich bin verlässlich und billig.

»Bitte«, schluchze ich, »ich könnte Ihre Mutter sein, bitte ...«

»Dann wär ich ein Hurensohn«, schneidet er mir verächtlich das Wort ab.

Der Ältere schnauft vor sich hin, er kämpft, wie wir zuvor zu zweit gekämpft haben, er ringt alleine weiter.

»Bitte«, flüstere ich. »Ich habe ein krankes Kind.«

»Habt ihr doch alle«, winkt der Junge ab.

Der Alte wetzt noch wilder auf dem Plastikhocker herum.

»Warum?«, fragt er mich gequält.

Ich weiß, dass ich ihn habe. Ich gewinne meistens. Ich kenne Polizisten, die mit Geld ruhigzustellen sind. Oder mit körperlicher Aufmerksamkeit. Moralisch leidende Polizisten haben bei mir definitiv Premiere.

»Das Spital erstattet sowieso Anzeige.«

»Gegen unbekannt«, sagt Slavko. Er hat langjährige Erfahrung damit.

Slavko bringt Getränke. Ich muss ebenfalls anstoßen. Mit Vitaminsaft.

Das Handy des Jungen läutet.

»Mausi, ich kann grad nicht, bitte später.«

»Geh nur, ich mach das«, schlägt ihm der andere vor.

Der Junge verdreht schon wieder die Augen. Eine oft verwendete Mimik, ausdrucksarm, würde man bei uns an der Schauspielschule sagen, und ihn zu vielen Grimassen vor dem Spiegel verdonnern. Er geht vor dem Fenster auf und ab. Mausi hat viel zu erzählen.

Der dicke Polizist, der immer noch schwitzt, hat einen seltsamen Blick, fällt mir auf, jetzt, wo mein Puls normal ist und der Tunnel in meinem Sichtfeld verschwindet. Irgendwie gehetzt, unglücklich, fast verängstigt, würde ich sagen, wenn mir nicht klar wäre, dass ich mir das nur einbilden kann. Er drückt mir meine Tasche in die Hand. Er verstaut seine Papiere, den Kugelschreiber, er dreht sein Walkie-Talkie ab. Ich warte schweigend. Slavko verdrückt sich unauffällig in den Lagerraum hinter der Bar, um die Magie des Moments nicht zu stören.

Der Junge tritt wieder ein.

»Ich hab's schon erledigt«, sagt der Dicke unvermittelt. »Gehen wir.«

Der Junge sieht überrascht aus, aber auch erleichtert, kein

weiterer Papierkram für ihn heute Nacht. Er gähnt, sein Kindergesicht bekommt etwas noch Weicheres. »Geh vor«, der Dicke erhebt sich und macht Anstalten, das mit Blut besudelte Klo zu betreten. »Ich komm gleich.«

Ich sehe ihn immer noch schweigend an und schließe langsam die Bluse mit den verbliebenen Knöpfen. Der junge Mann schlendert beschwingt hinaus, er pfeift, er packt einen in weißes Wachspapier verpackten Gegenstand aus und wirft die Serviette, die drinnen liegt, hinter sich. Sie flattert langsam wie eine weiße Fahne neben dem Polizeiwagen zu Boden. Der Dicke kommt wieder aus der Toilette, sein Gesicht ist ganz nass, er geht an mir vorbei, ohne mich anzuschauen. Bei der Tür dreht er sich plötzlich um. Mein Herz nimmt noch einmal kräftig Anlauf unter der Gänsehaut, die Kragenspitzen der Bluse wippen im Takt.

»Wie heißt das Buch?«, fragt er.

»Idiot«, antworte ich und muss mir ein unpassendes Lachen verkneifen. Durch das Fenster sehe ich seinen Kollegen, der hinter dem Steuer sitzt, herzhaft in eine Wurstsemmel beißen. »Dostojewski.«

»Ich heiße Leopold.«

Seine Stimme ganz heiser und nah an meinem Ohr. Wieder bekommt sein Gesicht etwas entsetzlich Gehetztes.

»Leo.«

★

Ich liege auf Leos braunem Schnürsamtsofa, einen karierten Polster hinter meinen Schulterblättern, meine nackten Füße unter der Plüschdecke, es ist warm. Draußen höre ich die Autos durch die Pfützen der regennassen Straße fahren. Es ist dunkel, schon früh am Nachmittag dunkel, und ich habe voller Vorfreude an der Samtschnur der Messinglampe gezogen, um

das angenehme leise Klicken zu hören, bevor meine Lagerstatt in gedämpftes Licht getaucht wird. Ich mag dieses Klicken, es verspricht Komfort und ruhiges Leben, genauso wie die Zentralheizung und die dicken Samtvorhänge, die nach Rauch und Essensdämpfen riechen. An der Wand über mir hängt ein kleines Gamsgeweih auf Holzbrettchen montiert, ich betrachte die zarte Schädeldecke, aus der die dunkel verzweigten Hornästchen sprießen, und muss unweigerlich an kleine Teufelchen denken, die wahrscheinlich von einem Jäger in grünem Loden zur Strecke gebracht worden sind. Ich habe noch einige Stunden Zeit, bis Leo von der Arbeit heimkommt. Zeit nur für mich, ich kann tun und lassen, was immer ich möchte, mich duschen zum Beispiel, etwas aus dem Kühlschrank nehmen, Leos Fernseher aufdrehen und einen passenden Sender suchen, Leo hat viele Kanäle, über neunzig, mir ist unbegreiflich, wofür man so viel Auswahl braucht.

Ich trinke Tee und lese das Buch, das ich so oft lese, wenn ich mich aus dem Hier und Jetzt entfernen will, das Buch, das ich immer mithabe als meine persönliche Medizin, die ich nun als Rekonvaleszente einnehme, weil Zeit und Raum dafür bleiben. Das Buch, das damals zwischen uns gefallen ist und unsere Annäherung entzündet hat. Ich versuche, nicht an Nastja zu denken, die immer öfter Nacht für Nacht alleine in unserem Zimmerchen schläft, alleine frühstückt, alleine abends aufbricht oder, wenn sie Glück hat, auch untermags. Den Stricküberwurf nur noch über ihre Matratze gebreitet, meine ist aufgestellt an der Wand. Sie hat jetzt mehr Platz und mehr Stille. Sie ruft mich nicht oft an, weil sie kein Geld verschwenden möchte, und ich rufe nur ungern zurück, wenn Leo da ist, um ihn nicht zu verärgern. Er mag es nicht, wenn er mich in einer fremden Sprache reden hört, das macht ihn wieder misstrauisch, macht mich weniger wert, und ich bemühe mich red-

lich, passend zu bleiben. Noch mehr quält mich die Angst, er könnte Nastjas Nummer herausfinden und ihre Stimme trotz aller Schauspielkunst erkennen. Ich habe sofort ihr Bild vor Augen, wie sie im Regen steht.

Ich will nicht an Nastja denken, noch an Leo, ich trinke den nächsten Schluck und spüle beide mit dem süßherben Geschmack aus meinem Bewusstsein, in dem sie nichts verloren haben, ich will lesen. Meine Gedanken schweiften ab und können dem Verlauf der Geschichte nicht folgen, obwohl ich das Buch nun zum dritten Mal lese. Dostojewskis Geschichte wandelt sich unerwartet zu einer fremden, während unsere Leo-Geschichte zu einer weniger fremden wird, jeden weiteren Tag, den ich in dieser Wohnung verbringe. Jede Nacht, nach der ich mich vorsichtig aus dem Haus schleiche, darauf achtend, dass mich keiner sieht, bringt mich diesem Bezirk und dieser kleinen grauen Gasse näher, näher an eine trügerische Sicherheit, näher an die Illusion eines Ankommens, und je länger ich fortbleibe, desto mehr leidet die Heiratswillige, aber Unbegehrte. Nastja.

Beim letzten Mal, als ich wieder in der kleinen Souterrainwohnung auftauchte und auf sie wartete, fiel mir auf, wie gepflegt der Raum schien, seit ich ihn verlassen hatte, Nastja wäre wirklich gerne Hausfrau, denke ich, so peinlich liebevoll, wie sie die Kissen auf ihrem Bett verteilt, die Vorhänge vors Fenster zieht, um eine österreichische Intimität wahren zu können, wozu, denke ich mir immer, sie sehen sowieso alles, sie holen sich alles, es ist völlig egal, ob man sich verhängt oder nicht, ob man sich säubert, es wird ja doch schmutzig. Das, worum es geht, sollte man sowieso nie öffnen.

Die Tür geht auf, Nastja kommt herein, sie trägt einen neuen Mantel, den ich ihr aus Leos Wohnung mitgebracht habe.

Sie zuckt zusammen, als sie mich so reglos im Vorraum im Halbdunkel sitzen sieht, dann fällt sie mir um den Hals. Der hellblaue Mantel rutscht ihr von den Schultern, er ist zu groß, und er fällt zu Boden. Sie hebt ihn nicht auf. Sie kann mir auffällig nicht in die Augen sehen.

»Willst du Wein?«

»Nein«, sage ich. »Nur Tee.«

Während wir warten, redet sie ununterbrochen Unsinnigkeiten, wer was wann wo gesagt hat, was sie sich kaufen wird, und von zu Hause ist ein Brief gekommen. Die Stimme ist hoch, sie kippt, sie erinnert mich an das Zwitschern der Vögel, wenn die Katze sich ihrem Nest nähert. Ihre Augen huschen während des Redeschwells hin und her, rastlos. Ich werde mir noch Zeit lassen, sie zu fragen. Schließlich gehen ihr die Themen aus, sie spricht langsamer. Wir schweigen, während der Tee immer noch zieht.

»Sagst du mir jetzt, worum es geht?«, frage ich dann nach einiger Zeit.

Nastja schaut mich erschrocken an. Sie windet ihre Finger ineinander, dann die Füße, sie ist ganz gordischer Knoten, und ich helfe ihr nicht.

»Ich arbeite jetzt bei Slavko«, gesteht sie schließlich.

»Das ist nett von dir«, sage ich. »Gut, dass du an mich denkst.«

»Du warst zwei Wochen nicht da, Diana.«

»Das habe ich für uns gemacht.«

»Ich auch. Der Job wäre sonst an jemanden Fremden gegangen.«

Wir schweigen wieder.

»Ich brauche Geld.«

»Wir brauchen alle irgendwas, Nastja«, unterbreche ich sie.

»Ich zum Beispiel brauche Ruhe.«

»Ich seh nicht ein, warum du dich hier einschleichen kannst und ich nicht!«, schreit sie plötzlich, »Wieso nimmst dich der? Wieso nicht mich!«

»Ich habe es dir schon erklärt, verdammt noch mal. Da geht's nicht um mich. Es geht nicht um dich. Es geht um seinen Aberglauben. Solltest du schon mitbekommen haben, oder.«

»Du verbündest dich mit dem Feind«, sagt Nastja leiser und versucht zu lachen, und ich sage: »Ich opfere mich für uns auf, du dumme Kuh.«

Ich denke an Leo, an uns, wie wir im Rahmen von Slavkos Glastür stehen, draußen das Blaulicht und drinnen das Rotlicht und wir auf der Schwelle. An seine geweiteten hellen Augen, das Flattern meines Pulses, seine Zurückweisung und mein grenzenloses Entsetzen. Ich wickle mich fester in Leos Kuschedecke ein, die beruhigend abgestanden riecht. Wenn ich daran denke, wie knapp ich damals an einem gewaltigen Rückschlag vorbeigeschrammt bin, wird mir immer noch ein wenig schwindlig. Ein Fußweg nach Hause, in der Kälte, ohne Geld, mit Nastja alleine in Wien, mit meinem Sohn ohne Medizin, das war unvorstellbar.

Er ließ mich laufen. Er ließ mich tatsächlich laufen, mehr noch, er erschien ein paar Tage später und lud mich ein, mit ihm essen zu gehen, ich lächelte und sah mich nach Slavko um, der mir aufmunternd zunickte, während mir das Blut wieder in den Adern gefror. Aber nein, es war keine Falle, schon wieder, er meinte es nicht zweideutig, er wollte wirklich nur mit mir essen gehen. Mir eine warme Mahlzeit spendieren, so nannte er es. Wir saßen peinlich berührt schweigend da und er spendierte mir eine warme Mahlzeit in einem unscheinbaren, holzgetäfelten Gasthaus in der Nähe, in einer Seitengasse, die vom

Gürtel Richtung neunten Bezirk hinunterführte. Wir saßen in den Rauchschwaden anderer Gäste und sahen uns nicht an.

Er aß nichts, was die Situation noch weiter verschärfte, und beobachtete mich genau, bis ich den letzten Bissen Gulasch hinuntergewürgt hatte. Wir schwiegen. Mein Deutsch fügte sich bei seinem Anblick noch schwerer zusammen als sonst. Ich war so lange im Windschatten der mir bekannten Sprachen unterwegs gewesen, bis ich mich an meine Wort- und Wertlosigkeit gewöhnt hatte.

»Was glotzt du so«, hätte ich ihn am liebsten gefragt, aber ich wagte es nicht. Die Zeit zog sich, wir schwiegen, ich zerbröselte die Reste der Semmel in kleine helle Krumen, die sich in der rostroten Sauce nach und nach auflösten. Als der Teller endlich abserviert wurde, fragte er mich, ob ich noch Hunger hätte, ich verneinte. Ich wollte wieder zu Slavko, so schnell wie möglich.

»Ist gut«, meinte er. »Keine Nachspeise.«

»Keine Nachspeise.«

Er brachte mich zurück. Er ging sehr langsam. Ich rannte vor ihm her. Ich war immer noch nicht sicher, ob er mich bewachte oder eskortierte, ich hatte erneut Angst, bis wir vor Slavkos Lokal standen.

»Ich muss etwas Gutes tun«, sagte er, bevor ich hineinging, so gehetzt und entschuldigend, wie er sich damals vorgestellt hatte.

Das überraschte mich derart, dass ich lächeln musste. Ich hielt inne und blickte ihm zum ersten Mal ins Gesicht. Er hatte kleine blaue Augen. Er schwitzte.

»Warum?«, fragte ich.

Er sah beschämt zu Boden.

Slavko kam von der Bar. Er trug Grün heute, ein waldiges

Plastikgrün mit gelben Reißverschlüssen, die wieder hervorragend zu seinem Goldkettchen passten. Er stimmt das Goldkettchen auf die Sportanzüge ab. In Wirklichkeit ist er ein Ästhet, wie selten einer. Slavko schwenkte ein Tablett mit Gläsern voll ebenso goldgelben Bieres mit Schaumkrone, er wollte anstoßen, er mochte diese unerwartete Erweiterung seines Kompetenzbereiches, oder er fürchtete die auffällig häufigen Kontrollen, wer weiß. Slavko ist ein Janus, den man schwer durchschauen kann, eine Janussphinx mit schwarzem Pagenkopf und Plastikschuhen, er blickt in die Zukunft und in die Vergangenheit und sieht dort immerzu nur mich, die ich für ihn fast umsonst arbeiten will, für ein Dach über dem Kopf, für ein wenig Sicherheit und ein regelmäßiges Trinkgeld, das bei uns zu Hause das Zehnfache wert ist.

»Wegen dem Horoskop.«

Ich erinnere mich, er sprach damals schon davon, in der Nacht vor zwei Tagen, als ich starr neben ihm am Bartischchen saß und sein hübscher Kollege mich angewidert musterte.

»Warum Horoskop?«, hakte ich nach.

»Im Horoskop stand drin: Ich muss was Gutes tun. Vor Mitternacht. Es war aber schon zehn nach.«

Ich sah ihn immer noch verständnislos an.

»Deswegen dachte ich, ich komme nochmal her und mach noch was. Zum Ausgleich.«

Ich schwieg, während sich vor meinem inneren, sozusagen dritten Auge ein großes Panorama an Möglichkeiten eröffnete, ich wollte gar nicht daran denken, aber die Gedanken kamen von selbst, ungefragt und umso präziser.

»Ich muss mein Karma sauber bekommen, wissen Sie.«

»Vielleicht ich kann Ihnen helfen«, sagte ich.

★